

Aggressives Verhalten:

Von seiner Rechtfertigung zu seiner Erklärung

Dieter Ulich

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist die Frage nach der Rolle und Verantwortung der Intellektuellen in einem Deutschland, das derzeit in hohem Maße von Fremdenhaß und Gewalt gegen hier lebende Menschen aus anderen Ländern geprägt ist. Wäre nicht zu erwarten, daß gerade in dieser Situation eine Vielzahl wissenschaftlich fundierter Erklärungen von Fremdenhaß und Gewalt angeboten und verbreitet werden? Leider ist genau das Gegenteil der Fall: Pseudoerklärungen dominieren das öffentliche Bewußtsein und lassen keinen Raum für wirkliche Aufklärung. Es gilt heute wieder einmal als schick, den Menschen von Natur aus für böse zu halten. Modernen Rattenfängern gleich ziehen Verhaltens- und Soziobiologen und deren Anhänger durch die Lande und künden von der bösen Natur des Menschen. Sie singen das Lied von der natürlichen Ungleichheit der Menschen und vom natürlichen Recht des Stärkeren.

Das Gespenst der »Instinktgemeinschaft« sei wieder auferstanden, meinte der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Frühwald, in einer Rede an der Universität Regensburg. Wer hat es denn gerufen, dieses Gespenst? Haben wir es nicht selbst gerufen, weil wir uns wohler fühlen bei dem Gedanken, Gewalt und Ungleichheit seien fest in der menschlichen Natur verwurzelt anstatt Produkte unseres eigenen Tuns? Haben Verweise auf die menschliche Natur nicht immer dann Hochkonjunktur, wenn die Situation so schlimm ist, daß tatsächliche Veränderungen immer dringlicher werden, aber in Wirklichkeit niemand (von den politisch Verantwortlichen) diese Veränderungen will? Es ist in der Tat leichter, die Asylgesetzgebung zu ändern, als einer ganzen Nation beizubringen, daß Fremdheit nicht die Ursache, sondern die Folge von Ausgrenzung ist.

Nicht nur das tatsächliche Ausmaß an gewalttätigen Auseinandersetzungen ist für das Zusammenleben in einer Gesellschaft bedeutsam, sondern: Auch die Art und Weise, wie und was über aggressives Verhalten und seine Ursachen gedacht und was hiervon verbreitet wird, ist für menschliches Zusammenleben konstitutiv. Hier liegt die große Verantwortung derjenigen, die professionell über Bedingungen von Verhalten nachdenken und forschen oder dies zumindest tun sollten. Wissen über die tatsächlichen Ursachen aggressiven Verhaltens ist für jede Gesellschaft überlebensnotwendig. Die Erarbeitung und Verbreitung dieses Wissens schließen auch die Auseinandersetzung mit Pseudoerklärungen wie heute insbesondere dem darwinistischen Dogma von der angeborenen Bosheit des Menschen ein.

Aggression als biologischer Imperativ

Die biologische Rechtfertigung von Fremdenablehnung durch den sehr einflußreichen Publizisten und Verhaltensforscher Eibl-Eibesfeldt hat das Aggressionskonzept der »Humanethologen« und der Soziobiologie wieder stark ins öffentliche Bewußtsein gehoben.¹ Schon vor Jahrzehnten hatte Konrad Lorenz mit seinem Buch »Das sogenannte Böse« darwinistische Positionen populär gemacht.

Die Aggressionskonzepte der Humanethologen (Lorenz, Eibl-Eibesfeldt) und der Soziobiologen² unterscheiden sich nicht wesentlich und postulieren beide: Aggression ist ein universelles, notwendiges, unausweichliches menschliches Wesensmerkmal, dazu geschaffen, den Tüchtigen über die Untüchtigen und den »egoistischen Genen« (Wilson) der Erfolgreichen über die der Erfolglosen zum Durchbruch zu verhelfen. Bekanntlich begründeten Darwin und seine Anhänger die Evolution des Menschen vor allem aus einer Rivalität zwischen Menschengruppen, also aus Kampf und Krieg, aus dem die Tüchtigsten als Sieger hervorgehen und ihre Merkmale und Erfahrungen zur weiteren Entwicklung der Menschheit weitergeben.

Sowohl nach der Auffassung von Eibl-Eibesfeldt³ wie der Soziobiologen⁴ ist aggressives Verhalten evolutionär entstanden und genetisch verankert; kulturelle Überformungen wie z.B. Erziehung sind möglich, finden ihre Grenzen aber stets in der »Natur« des Menschen, d.h. in seiner genetischen Ausstattung. Wie alle gegenwärtig auszumachenden Wesensmerkmale des Menschen hat auch Aggression die Funktion (Aufgabe), die »Anpassung« zu ermöglichen und zu optimieren. Aggression existiert, weil sie sich im Laufe der Evolution als überlebensdienlich erwiesen hat; hätte sie dies nicht, gäbe es sie heute auch nicht. Hintergrund dieser Auffassung von Aggression ist das Konzept vom »Kampf ums Dasein« und der damit verbundene konstitutive Glaube an die natürliche Ungleichheit der Menschen und das natürliche Recht des Stärkeren.

Als Teilgebiete der Biologie untersuchen Verhaltens- und Soziobiologie angeborene (also z.B. neuronale) Grundlagen des Verhaltens, das sie als Instinktverhalten begreifen. Die Konzentration auf angeborene Grundlagen führte leider bei einigen, hier besonders relevanten Vertretern zu dem Fehlschluß, *alles* Verhalten, auch das des Menschen, sei genetisch fixiert

¹ Vgl. z. B. I. Eibl-Eibesfeldt, Die Angst vor den Menschen. Von den Wurzeln diskriminierenden Verhaltens. Süddeutsche Zeitung, 3./4. Juli 1982; Ders., Ist der Mensch paradiesfähig? In: Mut, 302, Oktober 1992, 53-66.

² Z.B. R. Dawkins, The selfish gene. New York 1976; M. Konner, The tangled wing. New York 1982; E.O. Wilson, Sociobiology: The new synthesis. Cambridge MA 1975.

³ Vgl. Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. München 1970; Ders., Der vorprogrammierte Mensch. Wien 1973; Ders., Die Angst vor den Menschen. Von den Wurzeln diskriminierenden Verhaltens. Süddeutsche Zeitung, 3./4. Juli 1982.

⁴ Vgl. kritisch dazu R.C. Lewontin, S. Rose und L.J. Kamin, Die Gene sind es nicht ... München 1988; R.M. Lerner und A. von Eye, Sociobiology and human development: Arguments and evidence. In: Human Development 35, 1992, 12- 33.

und als Instinktverhalten zu verstehen – ungeachtet der Tatsache, daß instinktmäßig reguliertes Verhalten tatsächlich nur einen verschwindend geringen Anteil am menschlichen Verhalten ausmacht. Aus einer *Methode* wurde so unter der Hand eine *Theorie*, was nicht ganz selten ist in der Geschichte der Wissenschaften. Der »Als-ob«-Charakter der Analogieschlüsse von tierischem Verhalten auf menschliches Verhalten ging rasch verloren, dogmatische Erstarrungen waren die Folge. Die außerordentlich weitreichenden Aussagen über den Menschen wurden erkaufte mit pars-pro-toto-Fehlschlüssen, »teleologischen Irrtümern« (s.u.) und ex post facto-Spekulationen z.B. über die evolutionäre Entwicklung menschlicher Erlebnis- und Verhaltensweisen.

Wissenschaftshistorisch bedeuten Verhaltens- und Soziobiologie für die Psychologie einen Rückfall in den Reduktionismus: Psychisches wird nicht mit Psychischem, sondern mit Organismus-Variablen erklärt. Die Soziobiologie weitet den Anspruch, alles Verhalten aus genetischen und instinktmäßigen Grundlagen zu erklären, auch auf komplexeste soziale Verhaltensweisen und Gesellschaftsstrukturen aus. Gemeinsam sind dieser und allen verhaltensbiologischen Richtungen zwei darwinistische Grundpostulate: 1. Es besteht zwischen Mensch und Tier eine »evolutionäre Kontinuität«, was Rückschlüsse von Tieren auf Menschen erlaubt. 2. Alles Verhalten ist zweckdienlich, d.h. überlebensrelevant und adaptiv, d.h. auch: auf natürliche Weise »im Kampf ums Dasein« selektiert.

Eines der ältesten Argumente gegen den Analogieschluß Tier-Mensch lautet: Von Ähnlichkeiten im Phänotypus (also der Erscheinungsform eines Verhaltens) darf man nicht auf Ähnlichkeit oder gar Gleichheit im Genotypus (also der Entstehungsgeschichte einer Verhaltensweise) schließen. Wenn jemand um sein Haus einen Zaun zieht, seinen Nebenbuhler mit einem Bierkrug bedroht und seinen Hund auf Kirschendiebe hetzt, so kann man natürlich all dies als »Revierverhalten« bezeichnen und darauf verweisen, daß u.a. auch Buntbarsche derartiges Verhalten, d.h. Bewachen der Reviergrenzen, Abwehr eines Nebenbuhlers usw. zeigen. Daher sei auch das »Revierverhalten« des Menschen angeboren. Vor Gericht freilich würde der Hinweis auf den Buntbarsch dem Angeklagten wenig nützen, sondern vielmehr schallendes Gelächter auslösen. Warum nimmt man in der Wissenschaft derartige »Beweis«-Führung ernst?

Eines der Hauptanliegen von Verhaltensbiologie und Soziobiologie ist die biologische Rechtfertigung von Ungleichheit: zwischen Männern und Frauen, zwischen Starken und Schwachen, zwischen (durch Aggressivität) Erfolgreichen und Erfolglosen, zwischen Nichtbehinderten und Behinderten, zwischen Mitgliedern der eigenen Gruppe, Kultur, Rasse oder Nation und Nichtmitgliedern. Ungleichheit ist in der Natur des Menschen genetisch verankert, das Recht des Stärkeren ist also Ausdruck dieser natürlichen Ungleichheit. Ungleichheit rechtfertigt ihrerseits Chancenungleichheit und Ungleichheit der Behandlung. Aggression dient dazu, diese biologisch sinnvolle und benötigte Ungleichheit – nur die Tüchtigsten sollen ja ihre Gene weitergeben – aufrechtzuerhalten bzw. wiederherzustellen, wenn sie – wie z.B. durch die Integration »Fremder«⁵ – verloren-

geht. Aggression ist das Instrument, mit dem die Tüchtigen ihre überlegene genetische Ausstattung gegen die weniger Tüchtigen durchsetzen.

Obwohl diese Thesen entweder wissenschaftlich nicht überprüfbar bzw. gar nicht widerlegbar sind oder einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhalten und obwohl sie in ihren Implikationen und Konsequenzen dehumanisierend und antidemokratisch sind, erfreuen sie sich in der Öffentlichkeit und in den Alltagstheorien vieler Menschen einer außerordentlich hohen Akzeptanz und Beliebtheit. Darwinistische Dogmen sind offenbar immer noch fester Bestandteil unseres kulturellen Erbes, sie gehören zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten, die auch in unseren handlungsleitenden Alltagstheorien, z.B. über die Ursachen aggressiven Verhaltens, fest verankert sind. Diese Alltagstheorien setzen jedem Versuch einer wissenschaftlichen Aufklärung hartnäckigen Widerstand entgegen.

Erklärbar ist der »Erfolg« verhaltens- und soziobiologischer Behauptungen über aggressives Verhalten nicht aufgrund von Befunden (siehe dazu unten), sondern nur aufgrund der Fruchtbarkeit des Nährbodens, auf den diese Thesen fielen und fallen, also darwinistisch geprägter Alltagstheorien und auch rechtskonservativer politischer Überzeugungen und Strömungen. Dieses Gemisch erhält zusätzliche Wachstumsimpulse in gesellschaftlichen Krisenzeiten: Wann immer die Verhältnisse brutaler oder das Gewissen schlechter werden, beruft man sich gerne auf die »Natur« zur Rechtfertigung von Gewalt und Ungleichheit. So war es z.B. auch Anfang der 80er Jahre bei der ersten Welle von Gewalttätigkeiten gegen hier lebende Menschen aus anderen Ländern, als auch angesehene Medien massiv und gehäuft über angeblich wissenschaftliche Nachweise im Hinblick auf eine angeborene Fremdenablehnung berichteten.⁶ Seit Anfang der 90er Jahre haben wir dieselbe Parallelität von Fremdenhaß und biologischen Rechtfertigungsversuchen.

Diese Akzeptanz darwinistischer Dogmen ist um so erstaunlicher, als die wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten, Denkfehler und methodischen Grundprobleme der Verhaltensbiologen und Soziobiologen so offenkundig und augenfällig sind, daß sie von jedem Proseminar-Studenten nach kurzer Einarbeitungszeit erkannt werden können. So geht z.B. Eibl-Eibesfeldt in seinen zahlreichen Arbeiten über Aggression mit keinem einzigen Wort auf die erfahrungswissenschaftliche humanwissenschaftliche Aggressionsforschung ein. Anstelle empirischer Belege regiert meist die schlichte Denknötendigkeit: Da alles Verhalten aufgrund seiner Zweckmäßigkeit für Anpassung und Überleben existiert, braucht man weder die Existenz noch die »Adaptivität« des behaupteten Aggressionstriebes zu belegen. Zugrunde liegt hier die zirkelhafte Denkfigur des »teleologischen Irrtums«: Von behaupteten Zwecken schließt man auf Ursachen, von angeblicher Nützlichkeit schließt man auf ursächliche Entstehung. Warum-

⁵ Vgl. I. Eibl-Eibesfeldt, Die Angst vor den Menschen, a.a.O.

⁶ Vgl. G. Tsiakalos, Ausländerfeindlichkeit. Tatsachen und Erklärungsversuche. München 1983.

Fragen werden durch Wozu-Fragen ersetzt, Ursachen durch Zwecke. Das zu Beweisende, nämlich die Überlebensfunktion und »Adaptivität« von Aggression, ist damit schon als gegeben anzusehen (Selbst-Immunisierung der Theorie). In Wirklichkeit hat man natürlich mit der willkürlichen Behauptung eines Zweckes oder Nutzens einer Verhaltensweise überhaupt nicht erklärt, wie diese entstanden ist und ihre besondere Form gefunden hat.⁷

Wissenschaft verkommt zum Gesellschaftsspiel, bei dem gewinnt, wer für möglichst viele Verhaltensweisen irgendwelche Zweckdienlichkeiten erfindet. Wenn Sozio- und Verhaltensbiologen Verhalten erklären wollen, »erzählen sie ›Es-ist-halt-so-Geschichten‹, und der Handelnde ist dabei die natürliche Selektion. Erfinderische Virtuosität ersetzt Prüfbarkeit als Kriterium der Akzeptanz.«⁸ Ähnlich argumentiert der Biologe Bertalanffy: »Wenn Selektion als ein axiomatisches A-Priori-Prinzip angenommen wird, ist es immer möglich, sich hilfsweise Hypothesen vorzustellen – tatsächlich unbewiesen und aufgrund ihres Wesens unbeweisbar, um sie auf irgendeinen gegebenen Fall anzuwenden ... Irgendeine adaptive Bedeutung kann immer konstruiert oder vorgestellt werden ... Ich glaube, daß eine Theorie, die so vage und so ungenügend belegbar und soweit entfernt ist von Kriterien, die ansonsten in ›harter‹ Wissenschaft angewandt werden, zu einem Dogma wurde und nur mit Hilfe soziologischer Entstehungsgründe erklärt werden kann.«⁹ Von Dunbar wird zugegeben: »Eine schlichte Feststellung, daß ›X die Fitness all derer erhöht, die dieses Verhalten zeigen‹, erklärt gar nichts, sie ist strikt tautologisch, denn die Verbesserung der Fitness ist ja das, was jede soziobiologische Erklärung implizit annimmt.«¹⁰

Im übrigen besteht unter Genforschern heute weitgehend Einigkeit darüber, daß Genabschnitte der DNS nur als passive Vorlage für die Zusammensetzung von Proteinen dienen; Gene produzieren keinerlei direkte und vorhersagbare strukturelle oder funktionale Merkmale oder gar Verhaltensweisen eines Organismus. Das Zusammenwirken der schätzungsweise 100.000 Gene mit 100.000 Eiweißstoffen ist viel zu komplex und wohl auch auf Dauer zu undurchschaubar, um daraus den Einfluß der Gene auf Verhalten, d.h. deren jeweiligen Anteil, auch nur abschätzen zu können. Darüber hinaus sind die beliebten Erblichkeitsschätzungen der

⁷ Vgl. zur Kritik dieses »funktionalistischen« Denkens D. Ulich, *Das Gefühl. Eine Einführung in die Emotionspsychologie*. 2. Aufl., München 1989, 125-138.

⁸ Vgl. S.J. Gould, *Sociobiology and the theory of natural selection*. In: G.W. Barlow und J. Silverberg (Eds.), *Sociobiology: Beyond nature/nurture*. Boulder CO 1980, 258. Zitiert nach R.M. Lerner und A. von Eye, *Sociobiology and human development: Arguments and evidence*. In: *Human Development* 35, 1992, 12-33.

⁹ L. von Bertalanffy, *Chance or law*. In: A. Koestler (Ed.), *Beyond reductionism*. London 1969, 11. Zitiert nach R.M. Lerner und A. von Eye a.a.O.

¹⁰ R.I.M. Dunbar, *Sociobiological explanations and the evolution of ethnocentrism*. In: V. Reynolds, V. Falger und I. Vine (Eds.), *The sociobiology of ethnocentrism*. London 1987, 50.

Verhaltensbiologen mit gravierenden Denkfehlern belastet.¹¹ Verhalten und Erleben sind u.a. auch an bestimmte somatische Voraussetzungen gebunden; diese können Inhalt und Richtung von Erleben und Verhalten jedoch grundsätzlich weder vorhersagen noch erklären – so wenig, wie ein Klavier die »Ursache« der Melodie sein kann, die auf ihm gespielt wird, oder mein Auto die »Ursache« dafür wäre, daß ich nach Italien fahre. Eine weitere Analogie: Wer die hardware eines Computers beschreibt, hat damit noch gar nichts ausgesagt über die Programme, die Daten und den output, also die Inhalte, die mit dieser Maschine bearbeitet und produziert werden können.

Indem die Soziobiologie die einzelne Person zur bloßen Durchgangsstation ihrer »egoistischen Gene« erklärt – nach dem Motto: »Du bist nichts, Deine Art (Gattung Mensch) ist alles« –, entpersönlicht sie den Menschen. Indem sie den Menschen aufs Tier bringt, auf einen maschinengleich funktionierenden Automaten reduziert, betreibt sie Dehumanisierung: Sie nimmt dem Menschen seine Geschichte und seine Fähigkeit, aus seiner Geschichte zu lernen und Errungenschaften zur Vermenschlichung zu nutzen.

Die biologische Rechtfertigung von Fremdenablehnung

Gewalttaten gegen hier lebende Menschen aus anderen Ländern sind gegenwärtig in Deutschland besorgniserregende Formen aggressiven Verhaltens. Verhaltens- und Soziobiologen sehen auch in der Abwehr von »Fremden« eine – biologisch sinnvolle, genetisch verankerte – Form von Aggression. Fremdenfeindlichkeit erwachse aus der Natur des Menschen und sichere die biologisch notwendige Homogenität der Gruppe. Wie andere Formen der Aggression habe die Fremdenablehnung arterhaltende Funktion; es gibt fließende Übergänge zwischen der ebenfalls angeborenen Xenophobie (Fremdenfurcht) und der aktiven Ablehnung von Fremden und Aggression gegen Fremde – wobei freilich nirgendwo geklärt wird, was oder wer eigentlich »fremd« ist.¹²

Am 3. Juli 1982 beschwört in der Süddeutschen Zeitung der publizistisch außerordentlich einflußreiche Verhaltensbiologe Eibl-Eibesfeldt die Apokalypse: Wenn wir bei der Gestaltung menschlichen Zusammenlebens die Natur des Menschen außer acht lassen, kommt es zu Chaos und Untergang. »Wir haben mit gewissen Reaktionsnormen des Menschen zu rechnen, die aus seiner Natur erwachsen.« Als menschliche »Universalien« gehörten hierzu vor allem eine angeborene Fremdenfurcht und eine angeborene Bereitschaft zur Aggression gegen Fremde, gegen abweichendes Verhalten schlechthin und auch gegen andere Gruppen. »Menschen schließen sich in Gruppen gegeneinander ab«, und zwar »in Kontrastbe-

¹¹ Vgl. zum Ganzen R.M. Lerner und A. von Eye, a.a.O.; R.C. Lewontin, S. Rose und L.J. Kamin, Die Gene sind es nicht... München 1988.

¹² Vgl. dazu D. Ulich, Wie entsteht Fremdenhaß. Vortrag gehalten an der Universität Augsburg 1993.

tonung«. Sie hätten ihr eigenes Territorium, das sie gegen Eindringlinge verteidigen. Wichtigstes Ziel sei die Erhaltung der Homogenität der Gruppe. Abwehrreaktionen bei abweichendem Verhalten seien gruppen- und arterhaltend.

Betrachten wir nun die »wissenschaftlichen« Grundlagen der Aussagen von Eibl-Eibesfeldt, der im Oktober 1992 seine Thesen mit derselben Stoßrichtung noch einmal publiziert hat, im Frühjahr 1993 auch noch einmal in der Süddeutschen Zeitung. Grundlage der Argumentation ist in allen Arbeiten des Autors das Evolutionsverständnis des 19. Jahrhunderts, das vermutlich auch fester Bestandteil der Alltagstheorien vieler Menschen in modernen Gesellschaften ist.

Heute wissen wir mit ziemlicher Sicherheit, daß Darwin eine falsche Spur gelegt hat.¹³ Wir sind vermutlich nicht die »Erben von Siegern«, die Weiterentwicklung ging nicht auf Kosten Schwächerer, die Evolution hat sich auf sehr viel friedlichere Weise vollzogen. Archäologische und anthropologische Befunde lassen nämlich vermuten, daß die frühen Menschen in guter Nachbarschaft miteinander gelebt, daß sie Handel miteinander getrieben, daß sie Vereinbarungen getroffen und Partnerschaften geschlossen haben: man besuchte sich gegenseitig, man tauschte Geschenke aus. Wohl gab es auch Streit und gelegentliche Rachefeldzüge, aber es gibt keine Anzeichen für systematische Vertreibungs- und Ausrottungskampagnen zwischen Menschengruppen. Dies hätte auch wenig Sinn gehabt, denn die Welt unserer Vorfahren bis vor etwa 10.000 Jahren war eine ziemlich menschenleere Welt, in der es Nahrung im Überfluß gab. Es standen auch genügend Territorien offen, um bei Reibereien eine problemlose Abwanderung zu gestatten.

Offenbar ist die Theorie vom Überlebensvorteil durch Aggression nicht haltbar. Wie sieht es nun mit den weiteren empirischen Grundlagen der Auffassungen von Eibl-Eibesfeldt aus? Nicht einmal die verhaltensbiologische Tierforschung liefert Belege für die Thesen von Eibl-Eibesfeldt.¹⁴ In Studien mit ganz verschiedenen Tierarten, einschließlich Primaten, konnte nicht festgestellt werden, daß es eine universelle Scheu vor Gruppenfremden gibt, daß es eine universelle Ablehnung und Aggressivität gegenüber Außenseitern oder daß es universelle Feindschaften zwischen Gruppen von Tieren gibt. Im Gegenteil: Es konnte Fürsorgeverhalten gegenüber behinderten Tieren beobachtet werden sowie eine Offenheit von Gruppen, Wechsel von Gruppen, Überlappungen von Territorien, gegenseitige »Besuche«. Gruppen ignorieren sich bei Begegnungen häufig, sie tolerieren sich auch, es gibt auch gegenseitiges Interesse und Anziehung bei Begegnungen unter »Fremden«. Furcht vor Gruppenfremden und Aggressionen kommen zwar vor, sind aber weder üblich noch universell.

Zur angeblichen spontanen Fremdenfurcht kleiner Kinder, für Eibl-Eibesfeldt ebenfalls ein Beleg für die biologische Determiniertheit von

¹³ Vgl. z.B. J. Herbig, *Im Anfang war das Wort. Die Evolution des Menschlichen*. München 1984.

¹⁴ Vgl. dazu G. Tsiakalos, *Ablehnung von Fremden und Außenseitern*. In: *Unterricht Biologie* 6, 72/73, 49-58.

Fremdenfeindlichkeit, sieht der Forschungsstand so aus: Auf Unbekanntes und Unbekannte reagieren Kinder normalerweise mit Neugier und Zuwendung. Sie erschrecken keineswegs immer vor einem Fremden, sie bemerken dessen Andersartigkeit oft gar nicht. Kinder geben auch unbekannten Personen spontan Zuwendung und Geschenke. Nachdem ein Kind einmal über eine entsprechende Differenzierungsfähigkeit verfügt, *lernt* es Vertrauen und Mißtrauen gegenüber anderen Menschen. Keine negativen Reaktionen des Kindes treten auf, wenn eine anwesende erwachsene Bezugsperson mit dem Fremden freundlich umgeht, wenn nicht auch der Ort der Begegnung dem Kind gänzlich unvertraut ist, wenn sich der Fremde freundlich und nicht zu aufdringlich verhält, wenn das Kind über eine gewisse Bindungssicherheit verfügt, d.h. sich geborgen fühlt, und wenn es nicht ohnehin schon in schlechter Stimmung ist.

Der Biologe Hubert Markl, vormaliger Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, nennt Auffassungen wie die von Eibl-Eibesfeldt »gefährliche Vorstellungen«, die fälschlicherweise suggerierten, »die Menschen könnten nur unter ihresgleichen glücklich sein«, also in einer bestimmten »Abstammungs- alias Blutgemeinschaft«. Diese »Pferdezüchterperspektive« sei ein »Rückfall in den Tribalismus«, eine »einfältige Flucht aus der sozialen Vielfalt ... in die Einfachheit sprachlicher, nationaler oder rassistischer Reinheit, die Identität allein in der Selbstgleichheit sucht«¹⁵. Für den CDU-Politiker Heiner Geißler steht außer Frage, daß die Auffassungen von Eibl-Eibesfeldt »Munition für die Rechtsradikalen«¹⁶ sind. Auf Parallelen zur nationalsozialistischen Ideologie und Rassenlehre wies neben Heiner Geißler schon 1982 Claus Heinrich Meyer hin, der den damaligen Aufsatz von Eibl-Eibesfeldt einen Beitrag zur Volksfeindideologie¹⁷ nannte. Bleibt nur noch zu klären, warum dieser Mann heute einer der meistgefragten »Experten« für Fremdenhaß ist!

Verhaltensbiologische Pseudo-Erklärungen aggressiven Verhaltens tragen leider dazu bei, Fremdenhaß und Gewalttätigkeiten gegen »Fremde« doch noch in den Erwartungshorizont gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten zu integrieren (die Soziologie nennt diesen Vorgang »Normalisierung«) und damit der Gewalt das Beunruhigende und Unverständliche zu nehmen. Damit zugleich lenken die Hinweise auf die »Natur« des Menschen von tatsächlichen Ursachen und von Verantwortung ab; wissenschaftliche Ursachenforschung wird behindert, Experten werden kaum gefragt, Fremdenablehnung wird mindestens indirekt gerechtfertigt, der bequemen Beseitigung nur einzelner Symptome (z.B. durch Verschärfung des Jugendstrafrechts) wird Vorschub geleistet.

Angesichts des verheerenden Schadens, den Sozio- und Verhaltensbiologen mit ihren Extrapolationen aus dem Tierreich angerichtet haben,

¹⁵ »Biologisch begründete Xenophobie«: Eine halbe Wahrheit, die zu ganzen Irrtümern führt. Das mißbrauchte Wirgefühl. In: Die ZEIT, Nr. 7, 11.2.1994, 40.

¹⁶ H. Geißler, Wenn die Fahne fliegt, ist der Verstand in der Trompete. In: Süddeutsche Zeitung, 10./11. Juli 1993.

¹⁷ Der Haß auf das Fremde. Anmerkungen zum zeitgeschichtlichen Hintergrund der Ausländerfeindlichkeit. Süddeutsche Zeitung, 17./18. Juli 1982.

möchte man ausrufen: Wären sie doch nur bei ihren Ameisen und Graugänsen geblieben! Doch geben wir nun der Wissenschaft eine Chance, der Erfahrungswissenschaft vom aggressiven Verhalten.

Gibt es einen Aggressionstrieb?

Im Vergleich zu den wenig begründeten Thesen der Darwinisten liefert die humanwissenschaftliche empirische Forschung fundierte Erkenntnisse darüber, wie individuelle Aggressionsbereitschaft entsteht. Es liegt an uns, dieses Wissen zur Erklärung von Gewalt, auch z.B. von Gewalttätigkeiten gegen hier lebende Menschen aus anderen Ländern, zu nutzen. Der Begriff »Aggression« meint in der empirischen Forschung freilich etwas ganz anderes als in der Verhaltensbiologie. »Wo immer ein Leiden und Sterben von Menschen bewußt angestrebt oder in Kauf genommen wird, können wir von Aggression sprechen – unabhängig von der erschlossenen Motivation und damit von der Wertung.«¹⁸ Aggression ist Verhalten, und zwar eine Handlung, mit der eine Person einer anderen Person gezielt Schaden, d.h. seelischen oder körperlichen Schmerz zufügt (ähnliches gilt für Gewalt gegen Sachen). Dieser Begriff impliziert: eine Abweichung von Normen, Urheberchaft und Verantwortung, Intentionalität. Schon der Versuch, jemandem zu schaden, hat als Aggression zu gelten, unabhängig vom »Erfolg«.¹⁹

Aggressives Verhalten findet meist in Beziehungen, in gegebenen Interaktionsverhältnissen statt: Es ging etwas voraus, es folgt etwas nach, und dies alles geschieht innerhalb von Strukturen. Diese Strukturen können ihrerseits Gewaltverhältnisse sein, indem sie Handlungsalternativen und Entwicklungschancen begrenzen und beeinträchtigen. In Herrschaftsstrukturen (z.B. in einer Institution oder in einer Ehe) ist Macht zur Struktur, zum Verhältnis »geronnen«, scheinbar unsichtbar geworden, weil erstarrt.²⁰ Auf einer ähnlichen Abstraktionsebene liegt der Begriff der »strukturellen Gewalt« (Galtung), der die Einschränkung von Handlungsalternativen und Entwicklungschancen mittels anonymer, auf personale Urheber nicht mehr rückführbarer struktureller Gegebenheiten in einer Gesellschaft meint. Beispiel: In der Nähe von Atomkraftwerken treten gehäuft bestimmte Krebsformen bei Kindern auf.

Die genannte Aggressionsauffassung ist schwer vereinbar mit der Annahme eines Aggressionstriebes. Daher muß diese Triebbannahme zunächst fundiert zurückgewiesen werden, wenn man Aggressionen im Bereich von Intentionen, Beziehungen und sozialen Strukturen ansiedeln und erforschen will.²¹ Auch in der Psychologie ist der Triebbegriff durchaus sinn-

¹⁸ H. Selg, U. Mees und D. Berg, Psychologie der Aggressivität. Göttingen 1988, 16.

¹⁹ Vgl. zum Ganzen das ausgezeichnete Buch von H.-P. Nolting, Lernfall Aggression. Reinbek 1987.

²⁰ Vgl. die entsprechenden begrifflichen Unterscheidungen von Max Weber.

²¹ Das Folgende nach H.-P. Nolting a.a.O., 55 ff.

voll anwendbar auf bestimmte biologische (d.h. für die Lebenserhaltung notwendige) Bedürfnisse wie z.B. Hunger oder Schlaf. Diese Bedürfnisse treten spontan, d.h. nicht reaktiv auf, sie bauen sich spontan auf und kehren zyklisch, d.h. periodisch wieder, und es lassen sich angeborene Grundlagen nachweisen. Alle diese Merkmale wurden für aggressives Verhalten *nicht* gefunden. »Zwar gibt es im Gehirn aggressionsaktivierende Zentren, doch die sind auf Reizung angewiesen«²². Die Zahl der Triebe, die man im Laufe der Zeit insgesamt angenommen hat, schwankt zwischen 1 und 5684! Zu einer kleinen Zahl kommt man durch bestimmte Abstraktionsleistungen; so kann man z.B. Hunger, Durst, Schlaf und Sexualität zu einem »Selbsterhaltungstrieb« zusammenfassen. Häufig liegt der Annahme eines Triebes auch eine Verwechslung von einerseits Motiv oder Bedürfnis und andererseits einer sozialen Norm zugrunde. »Wo z.B. Frauen und Männern unterschiedliche Rechte eingeräumt werden, kann leicht der Glaube verbreitet sein, daß die Frau von Natur aus monogam, der Mann aber polygam veranlagt sei«²³ – ein Lieblingsthema der (männlichen) Soziobiologen!

Da die Annahme eines Triebes grundsätzlich nicht widerlegt werden kann – dessen Abwesenheit kann man nicht nachweisen –, trägt jede Triebannahme die Tendenz zur Selbstimmunisierung in sich und führt darüber hinaus leicht zu Scheinerklärungen. Man kann mühelos für alle Verhaltensweisen einen »Trieb« heranziehen und die Verhaltensweisen damit »erklären«: das Spielen mit einem Spieltrieb, Aggressionen mit einem Aggressionstrieb, das Häuserbauen mit einem Hausbautrieb, das Begrüßen mit einem Begrüßungstrieb, das Bierdeckelsammeln mit ... usw. Wir hängen einfach ein Wort dran, das Wort Trieb, wir belegen etwas mit einem Namen und behaupten, der Name sei die Ursache. Heraus kommen dann Scheinerklärungen: Wir erklären etwas mit sich selbst (vgl. oben die »Es-ist-halt-so-Geschichten« der Soziobiologen: Es ist so, wie es ist, weil es so ist.).

Aus den genannten Gründen besagt auch die universelle Verbreitung einer Verhaltensweise nichts über deren triebhafte Verankerung. Ich folge hier Nolting: Welche Gemeinsamkeiten es hier auch immer geben mag, weit gravierender und interessanter sind die großen Unterschiede zwischen Kulturen und Individuen, die zeigen, daß aggressives Verhalten keineswegs sein muß und daß man aggressives Verhalten auch beeinflussen und vermindern bzw. seiner Entstehung auch wirkungsvoll vorbeugen kann. Die meisten Autoren, darunter auch Biologen, Anthropologen und Psychoanalytiker, sind sich in der Ablehnung eines Aggressionstriebes einig. Unterstützend wirken hier auch empirische Studien, die zweifelsfrei nachgewiesen haben, daß das sog. »Abreagieren« aggressive Potentiale keineswegs senkt, sondern vielmehr erhöht.²⁴

²² A.a.O., 56.

²³ A.a.O., 55.

²⁴ A.a.O., 175-193.

Aggressives Verhalten wird gelernt

Die wichtigste Erkenntnis aus jahrzehntelanger empirischer Aggressionsforschung lautet: Aggressives Verhalten *ist* aus empirisch feststellbaren Bedingungskonstellationen *erklärbar*. Zum Verständnis von Aggressionen sind wir also grundsätzlich *nicht* auf Spekulationen über die Geschichte der Gattung Mensch (Phylogenese) angewiesen – die Bedürfnisse, Gefühle und Motive unserer frühesten Vorfahren haben ja auch keine fossilen Rückstände hinterlassen, wie sollen wir daher wissen können, worüber *sie* sich geärgert haben, worauf *sie* wütend waren. Über das Wesen des Menschen strebt die Psychologie, im Gegensatz zur Anthropologie, auch keine Aussagen an. Die Psychologie will das Erleben und Verhalten von Personen aus Bedingungskonstellationen erklären, in denen sozialstrukturelle, Umwelt-, interpersonale und persönlichkeitspezifische Faktoren zusammenwirken, wobei sich Querschnittsanalysen auf die Aktualgenese aggressiven Verhaltens und Längsschnittanalysen sich auf die Entwicklung (Ontogenese) individueller Aggressionsbereitschaften (Aggressivität) richten.

Die in der Aktualgenese wirksamen Faktoren sind z.B. bei Nolting gut zusammengefaßt.²⁵ Im Hinblick auf die Ontogenese besteht heute in der Forschung weitgehend Übereinstimmung darüber, daß aggressives Verhalten in seinen wesentlichen Bestandteilen *gelernt* wird, also Theorien des Lernens ein besonders hoher Erklärungswert zukommt.²⁶ Lernen wäre freilich ohne bestimmte angeborene Voraussetzungen nicht möglich:

»Für Aggression gibt es, wie für jedes Verhalten, letztlich auch *angeborene Grundlagen*. Zu ihnen gehört zwar keine spontan fließende Triebquelle, wohl aber sicherlich

- eine körperlich-affektive Aktivierung bei aversiven Ereignissen, vielleicht auch eine spezifische Ärger-Aktivierung bei bestimmten Anlässen;
- einige elementare motorische Fähigkeiten, die schon bei der Geburt vorhanden sind oder sich aufgrund genetisch programmierter Reifungsvorgänge entwickeln (schreien, treten, stoßen usw.);
- die Fähigkeit des Organismus zum Lernen.

Ohne solche angeborenen Grundlagen könnte kein Mensch aggressive Dispositionen entwickeln. Doch heißt dies natürlich nicht, daß »die Aggression« angeboren ist – so wenig wie etwa Tanzen und Radfahren als angeboren gelten könnten, weil der aufrechte Gang hierfür eine angeborene Grundlage bildet«²⁷.

Nolting hebt folgende Funktionen des *Lernens* auf dem Wege von den genannten angeborenen Grundlagen zur Entwicklung aggressiver Verhaltensbereitschaften und aggressiven Verhaltens hervor:

²⁵ A.a.O., 136 ff.

²⁶ Vgl. H.-P. Nolting, a.a.O.

²⁷ A.a.O., 150 f.

- »– Daß das heftige und gegebenenfalls schädigende Verhalten sich von seiner affektiven Grundlage lösen und allmählich zu einem gezielt und abgestumpft einsetzbaren Instrument werden kann,
- daß der Schmerz des anderen einen Befriedigungswert erlangen und das Selbstwertgefühl erhöhen kann,
- ob und inwieweit aggressives oder aber alternatives Verhalten (Rückzug, konstruktives Bemühen usw.) bei einem Menschen stabilisiert und ausgeweitet oder abgebaut wird,
- welche Formen der Aggression man entwickelt und beherrscht,
- bei welchen Anlässen, für welche Ziele und gegen welche Menschen man sie einsetzt.«²⁸

Die entscheidenden inhaltlichen Bestimmungsmerkmale individuellen (und kollektiven) aggressiven Verhaltens unterliegen also Lernprozessen, wobei als Lernmechanismen in Frage kommen: das Signallernen, das Lernen am Erfolg, das Lernen durch Beobachtung und Nachahmung (Lernen am Modell).

Signallernen: Mit Aussprüchen wie »Mit schmutzigen Niggerkindern spielt man nicht« oder »Diese verdammten Ausländer nehmen uns unsere Wohnungen weg« verleihen Erwachsene bestimmten Worten eine negative emotionale Bedeutung. Begriffe wie »Ausländer« werden so schon sehr früh mit negativen Gefühlsreaktionen, Antipathie und Ablehnung gekoppelt. Aufgrund *unwillkürlichen*, beiläufigen Lernens – man könnte hier auch von »semantischer Konditionierung« sprechen – erwerben Kinder negative Einstellungen völlig unabhängig von tatsächlichem Kontakt mit hier lebenden Menschen aus anderen Ländern.

Lernen am Erfolg: In einem Sandkasten wollen zwei Kinder dasselbe Spielzeug haben, ziehen daran, ein Kind bekommt das Spielzeug. Der Aufbau einer (instrumentellen) Aggressionsbereitschaft könnte so aussehen: 1. Zufällige Verwendung einer Verhaltensweise, oder auch als Nachahmung; 2. Spielerisches Erproben, Durchsetzung als Ziel, Schmerzzufügung noch nicht als gerichtete Absicht, aggressive Bedeutung kann jedoch schon erkannt werden. Hier Gelegenheit für die Einübung alternativer Verhaltensweisen (z.B. Verhandeln, abwechselnd das Spielzeug benutzen, Verzicht, alternative Beschäftigung finden). 3. Gezielter Einsatz aggressiver Verhaltensweisen, gezieltes Schmerzzufügen (hier: um etwas zu erreichen, Schmerzzufügen nicht als Selbstzweck). Umlernen schon schwieriger. 4. Automatisierter Einsatz aggressiver Verhaltensweisen, hohe aggressive »Gewohnheitsstärke«, gleichzeitig Schrumpfung des Repertoires an alternativen Verhaltensweisen; Überlegung und Kalkül spielen untergeordnete Rolle.²⁹

Lernen am Modell: Erwachsene mit Vorbildfunktion, die sich selbst aggressiv verhalten, regen oft aufgrund des »Erfolges«, den sie haben, Kinder zur Nachahmung an. Die aggressive Bestrafung von Kindern kann ei-

²⁸ A.a.O., 153 f.

²⁹ Vgl. zum Ganzen auch H. Selg, U. Mees und D. Berg, a.a.O.

nen »Bumerang-Effekt« haben³⁰: Die Kinder, am eigenen Leib den »Erfolg« der Prügel erfahrend, wenden diese »effiziente« Methode außerhalb der Familie z.B. gegenüber Gleichaltrigen an. Die Forschung untersucht hier z.B. die Bedingungen, unter denen Erwachsene, auch Figuren in den Medien, als Modell wirken können, und unter welchen Umständen welche Kinder – in Ermangelung alternativer Modelle – z.B. für Gewaltdarstellungen in den Medien anfällig sind. Wie Erwachsene mit ihrer Macht umgehen, ist in jedem Falle bedeutsam für die Entwicklung der Beziehungskonzepte und des Sozialverhaltens der von ihnen abhängigen Kinder und Jugendlichen.

Entwicklungsbedingungen aggressiven Verhaltens und Möglichkeiten der Vorbeugung

Die Bedingungen, unter denen Kinder im Laufe ihrer individuellen Entwicklung aggressive Verhaltensbereitschaften ausbilden, sind recht gut erforscht.³¹ Im Vordergrund stehen dabei Untersuchungen über die Auswirkungen bestimmter familialer Sozialisationsfaktoren. Ein dominanter Befund ist dabei: »Gewalt erzeugt Gewalt« – natürlich nur unter zusätzlichen Bedingungen.

In einer Vielzahl von Studien in unterschiedlichen Ländern wurde immer wieder gefunden, daß Aggressionsbereitschaft, also die Bereitschaft, anderen absichtlich zu schaden, vor allem durch eine strenge, bestrafende, auch körperlich züchtigende Erziehung hervorgerufen wird. Bestrafende Eltern wirken häufig als Verhaltensmodelle; die Kinder lernen Bestrafung als effiziente, aggressive Durchsetzungsform kennen und übernehmen sie für sich selbst. Hinzu kommen als Ursachen: mangelnde Wärme und Geborgenheit, Unterdrückung emotionaler Äußerungen der Kinder, Übergehen von Schmerz und Ängsten der Kinder, direkte oder indirekte Belohnung aggressiver Durchsetzungsversuche, häufige elterliche Konflikte, die mit Gewalt ausgetragen bzw. beendet werden, der Verzicht auf Erklärungen und Begründungen in der Erziehung. Aus diesen Befunden ergeben sich auch Schlüsse im Hinblick darauf, wie man der Entstehung von Aggressionsbereitschaft vorbeugen kann, nämlich indem man Kindern ausreichend Wärme, Geborgenheit und Sicherheit gibt, indem man auf ihre Notsignale und Bedürfnisse sensibel eingeht, ohne alle Forderungen erfüllen zu müssen, indem man Gefühlsregungen nicht unterbindet, indem man prosoziales Verhalten vormacht und belohnt, indem man Kinder da-

³⁰ Vgl. auch H.-P. Nolting, a.a.O.

³¹ Vgl. H. Selg, U. Mees und D. Berg, a.a.O., 47-115; U. Schmidt-Denter, Soziale Entwicklung. München 1988; R.D. Parke und R.G. Slaby, The development of aggression. In: P.H. Mussen (Ed.), Handbook of child psychology. Vol. IV. New York 1983, 547-641; H.-D. Schwind und M. Winter (Hrsg.), Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Bd. II. Berlin 1990; D. Olweus, Familial and temperamental determinants of aggressive behavior in adolescent boys: A causal analysis. In: Developmental Psychology 16, 1980, 644-660.

zu anregt, sich in andere hineinzusetzen, die Perspektive anderer zu übernehmen.

Nur wer in seiner Kindheit selbst erfahren hat, als Mensch in seinem Sein akzeptiert und wertgeschätzt zu werden, wer erfahren hat, daß emotionale Bedürfnisse und Äußerungen ernst genommen werden und man geliebt wird, kann sich selbst lieben und akzeptieren. Dies ist eine entscheidende Voraussetzung dafür, anderen nicht mit Gleichgültigkeit, Feindseligkeit oder Verachtung zu begegnen. Die negativen Auswirkungen verstärken sich noch, wenn eine Erziehung, die wenig Wärme gibt und viel Gehorsam fordert, auch noch gesellschaftlich und individuell als »normal« akzeptiert wird, wenn sie also nicht in Frage gestellt und nicht gegen sie rebelliert wird.

Wenn Kinder geachtet und nicht mißhandelt werden, können sie schon im Alter von ein bis zwei Jahren Mitgefühl entwickeln und zeigen.³² Dies gilt auch, wenn die Familien sich in sozialmateriellen Notlagen befinden. Auf die Gefühle und Nöte anderer, auf Signale des Unwohlseins und Schmerzes reagieren schon sehr kleine Kinder mit Betroffenheit und Anteilnahme. Auch erste Formen tatsächlicher Hilfeleistung kommen vor: Kinder berühren und tätscheln die notleidende Person, später überlegen sie, wie man helfen könnte, holen Hilfe, versuchen, die Notlage zu beheben, verteidigen bei Angriffen das Opfer. Hilfeleistungen erstrecken sich auch auf ganz unbekannte Personen. Freilich zeigen sich schon früh auch Unterschiede zwischen den Kindern, die u.a. in der unterschiedlichen Geborgenheit und Bindungssicherheit der Kinder begründet sind.

Die Entwicklung von Mitgefühl und prosozialem Verhalten hängt ebenso wie Aggressionsbereitschaft vom elterlichen Erziehungsverhalten ab. Eine Sensibilität für die Gefühle anderer entwickelt ein Kind am ehesten dann, wenn seine eigenen Emotionen akzeptiert werden und wenn die Eltern die Perspektivenübernahme vormachen, wenn Perspektivenübernahme und Hilfeleistung als moralische Verpflichtungen verständlich gemacht werden, wenn Zusammenhänge zwischen dem eigenen und dem Verhalten anderer einsichtig gemacht werden. Die Erfahrung der eigenen Menschenwürde ist Voraussetzung für die Achtung der Würde anderer; nicht die einzige, aber eine notwendige Voraussetzung.

Die Knappheit der Darstellung darf hier nicht darüber hinwegtäuschen, daß es eine Vielzahl empirischer Befunde sind, die die angedeuteten Ergebnistrends stützen. Natürlich bleiben noch viele Fragen offen, z.B. die nach den Besonderheiten *kollektiver* Aggression³³ und hier speziell etwa die Frage nach den Ursachen von Gewalttätigkeiten Jugendlicher gegen hier lebende Menschen aus anderen Ländern. Nach neueren Erkenntnissen sind diese Gewalttaten nicht in erster Linie durch soziale Randpositionen der Täter, soziale Entwurzelung oder auch die Mitgliedschaft in rechtsradikalen Organisationen oder Verführung durch solche bedingt.

³² Vgl. N. Eisenberg und P.H. Mussen, *The roots of prosocial behavior in children*. Cambridge 1989.

³³ Vgl. dazu H.-P. Nolting, a.a.O., 155 ff.

Neben gesellschaftlichen Einflüssen wie z.B. öffentlicher Stigmatisierung oder »Verständnis« für Fremdenablehnung bzw. anderen Arten der Rechtfertigung³⁴ ist als Ursache vielmehr ganz »normale« Unbarmherzigkeit anzunehmen, die wie die entsprechenden Alltagstheorien z.B. über das Recht des Stärkeren in der täglichen familialen Sozialisation entstehen – dies hebt die Bedeutung entwicklungspsychologischer Befunde über die Entstehung von Aggressivität noch einmal hervor.

Trotz der großen Bedeutung dieser Befunde dürfen wir aber auch strukturelle Bedingungen nicht übersehen, die jeweils in höchst komplizierter und vermittelter Weise auf die individuelle Entwicklung einwirken, und zwar über die Mitgliedschaft der jeweiligen Bezugspersonen in gesellschaftlichen Institutionen und Gruppen.³⁵ Gesellschaftliche Werte (z.B. hohe Wertschätzung von Kindern; Konkurrenzorientierung) und Normen (»Du mußt dich wehren!«) bestimmen nicht nur elterliche Erziehungsphilosophien mit, sondern auch gesellschaftliche Strukturen und soziale Beziehungen. Dominanzverhältnisse können Aggressionen maskieren, sie tendenziell unkenntlich machen, denn: Wer von seinem Recht als Stärkerer Gebrauch macht, ist doch nicht aggressiv!

Strukturell verfestigte Ungleichheit und Unterordnung führen oft zu verzerrter Wahrnehmung und Bewertung: Während z.B. in einer patriarchalischen Ehe der Mann das »Recht« zur Unterdrückung der Frau hat, hat die Frau kein Recht zur Gegenwehr; eine solche würde als Aggression angesehen werden. Dasselbe gilt für die Beziehung zwischen Eltern und Kindern in traditionell orientierten Familien. Soweit alltägliche Unterdrückung auf der Ausübung (und möglicherweise auch Anerkennung) des Rechts des Stärkeren beruht, ist hier, wie schon angesprochen, der Begriff der »strukturellen Gewalt« angemessen, wobei die Macht der Verhältnisse nicht weniger Schaden und Schmerz zufügt als eine individuelle aggressive Verhaltensweise.

Resümee: *Wissen tut not!*

Ich komme zu meinem Ausgangspunkt zurück, dem Fremdenhaß in diesem Land. Angesichts unseres Wissens über die Entstehung von individueller Gefühlskälte, Aggressionsbereitschaft, Vorurteilen und Menschenverachtung müssen wir uns nun fragen, warum dieses Wissen in der Öffentlichkeit so viel weniger bekannt ist als es z.B. die Doktrinen der Darwinisten sind. Ist deren Übereinstimmung mit unseren pessimistischen Alltagstheorien und unserem defätistischen »So-ist-das-Leben«-Gefühl der Grund dafür? Dann müssen wir rasch damit beginnen, unsere All-

³⁴ Vgl. D. Ulich, *Wie entsteht Fremdenhaß*. Augsburg 1993.

³⁵ Vgl. hierzu K. Hurrelmann und D. Ulich, *Gegenstands- und Methodenfragen der Sozialisationsforschung*. In: Dies. (Hrsg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. 4. völlig Neubearb. Aufl., Weinheim 1991; D. Ulich, *Sozialisations- und Einflüsse in der emotionalen Entwicklung*. In: K. Schneewind (Hrsg.), *Psychologie der Erziehung und Sozialisation (Enzyklopädie der Psychologie)*. Göttingen 1994.

tagstheorien zu revidieren, damit wir aufnahmefähig werden für besseres Wissen, das nicht nur der Wirklichkeit näher ist, sondern auch Veränderungsmöglichkeiten eröffnet. Wer so tut, als könnten wir die Entstehung von Fremdenhaß³⁶ hier und heute wissenschaftlich nicht erklären (und müßten uns daher auf die »Natur« berufen), macht sich mitschuldig daran, daß wissenschaftlich begründete Vorbeugung, Aufklärung und Erziehung hin zu einem anderen Gesellschafts- und Menschenbild unterbleiben und damit Fremdenhaß weiterhin unermesslichen Schaden anrichten wird. Die Rechtfertigung von Fremdenablehnung und anderen Formen von Aggression bedroht die Grundlagen gesellschaftlichen Zusammenlebens, zumindest langfristig. Rechtfertigungslehren lähmen das Handeln, sie führen in die Resignation.

Bedroht wird unsere Gesellschaft nicht durch Flüchtlinge, sondern durch eine fortschreitende Erosion der Mitmenschlichkeit wie z.B. des Wertes der Nächstenliebe. Es ist eine neue »Plausibilität des Hassens« im Entstehen; Haß und Rache sind für jedermann nachvollziehbar und salonfähig geworden, insbesondere dann, wenn sie sich als irgendeine Art von Gegenwehr auszugeben vermögen, was in einer stark konkurrenzbestimmten Gesellschaft nicht allzu schwierig ist.

³⁶ Vgl. D. Ulich, *Wie entsteht Fremdenhaß*. Augsburg 1993.